



OGRE – Traum und Wirklichkeit

„...in der Überzeugung, Werte errungen zu haben, die das Leben lebenswert gestalten, die dem Dasein dauernden Inhalt zu geben vermögen, die den Menschen aus dem Alltagsdasein emporführen zu wahrer Menschlichkeit...“ (Willo Welzenbach nach der Erstbegehung der N-Wand des Lauterbrunner Breithorns).

Nach Hause zu kommen von einer Expedition, gehört mit zum Besten überhaupt, egal ob die Expedition erfolgreich ist oder nicht. Stück für Stück kehre ich zurück in die Zivilisation, die erste Coca Cola, pißwarm in Askole, die Betten in Skardu, der Bäcker in Rawalpindi, das erste Bier auf dem Heimflug, die „nicht-bestechlichen“ Zollbeamten in München, die erste Dusche, in der ich den Mund einfach offen lassen kann ohne mich am Wasser zu infizieren, der erste Salat, das satte saftige Grün der oberbayerischen Wiesen und Wälder, das angenehme und ausgeglichene Klima, die Geborgenheit in der Familie und unter Freunden, manchmal auch die Wärme und Nähe einer Frau. Allein um des „Nach Hause kommen“ willens ist jede

Expedition eine unheimliche Bereicherung und ermöglicht mir den Alltag gelassen und mit Freude zu leben, zeigt mir wie wenig es braucht um glücklich und zufrieden zu sein.

Anfang Juni 1997 schnaufen wir die Basislagermoräne herauf und es ist fast ein bißchen wie „nach Hause kommen“. Nachdem wir 1995 bei der Expedition zum Latok II hier oben bereits sechs Wochen verbrachten, ist uns die Umgebung doch sehr vertraut. Der Latok II schaut mächtig auf uns herunter und schickt zur Begrüßung gleich einmal eine ordentliche Eislawine aus den unteren Seracs. Bei unseren Versuchen 1995 an der SW-Wand und dann am NW-Grat lernten Jochen und ich uns kennen und schon damals auf dem Heimweg beschlossen wir 1997 wieder zu kommen.

In einem kleinen homogene Team ohne großen Organisationsaufwand den Ogre über den Südpfeiler anzugehen bestimmte dann zwei Jahre lang unser Denken und Handeln. Neben Vorbereitungstouren im Valley oder in Chamonix bestimmte vor allem die Suche nach zwei weiteren Mitstreitern und lange Diskussionen über Taktik, Möglichkeiten und Chancen unser Leben. Unsere nähere Umgebung war schon am Rande des Wahnsinns, wenn man bei uns den Knopf drückte, kam nur OGRE. Im Laufe der zwei Jahre hatten wir mindestens 20 verschiedene dritte und vierte Männer, doch letztendlich sind wir zu zweit, da der Kauf der Eigentumswohnung, die aktive Familienplanung oder ein ehrgeiziges Filmprojekt eine 9wöchige Abwesenheit nicht gestattet. Unsere Gipfelchancen setzten wir kühl und rational mit 20% an, mit Herz und Seele glaubten wir aber fest an unsere Unsterblichkeit. Die taktischen Höhenflüge vom „3-Tage-bis-zum-Gipfel“ waren bald an unser schwaches körperliches und technisches Niveau angepaßt, so daß wir uns ein Portaledge und eine Haultonne besorgten und damit rechneten nach einer längeren Akklimatisations und Vorbereitungsphase mindestens 10 Tage unterwegs zu sein.

Jetzt stehen wir also hier und schauen nur, daß heißt, ich schaue nur und sehe all den vielen Schnee, der noch in den Wänden und Flanken liegt, während mein Begleiter trotz der akuten Sauerstoffmangelsituation, wir sind recht flott auf 4400 m heraufgekommen, vor Verzückung hin und her springt und Laute wie „toll, geil, wahnsinn, schau doch der Ogre“ von sich gibt. Die nächsten zwei Tage versuchen wir uns zwischen den Verschnaufspausen im von der Huberischen Latokexpedition okkupierten Basislager bequem und luxuriös einzurichten und das Wiedersehen mit Ismail und Kasim, den Köchen, ausgiebig zu feiern. Irgendwann ist dann der Auftrieb des Herrn Haase nicht mehr zu bremsen und der Gletscher sieht uns einen ersten Transportgang absolvieren. Als der Morgen dämmt, stehen wir im Gletscherbruch auf unseren Kurzski und müssen unsere Köpfe immer mehr nach hinten legen um den Himmel über dem Ogre noch sehen zu können. Wir deponieren am frühen Vormittag unsere Lasten um auf dem inzwischen aufgefirnten Gletscher Skigenuß zu erleben. Der ist uns auch 200 Höhenmeter gegönnt, dann kommen wir mit unseren Kurzski eher wie mit Flossen am Strand daher und der weitere Abstieg zurück zu den Leckereien des Basislagers wird zum Drama. Um dem nachmittäglichen Gletschersumpf zu entgehen ist also Aufstehen um Mitternacht oder tagelanges rumliegen im Gletscherzelt auf 5000 angesagt. Die folgende Zeit sind wir gut beschäftigt unser Material durch den Bruch zu schleppen, das Zustiegscouloir hinaufzuschnaufen, die ersten 4 Längen im Pfeiler zu fixieren um dann einen weiteren Lastgang das Couloir herauf zu machen. Nach 10 Tagen ist dann schließlich alles soweit, die Stunde X kann kommen, erst einmal treibt uns aber Schnee und Sturm zurück ins Basislager.

Zusammen mit den Latoks veranstalten wir gezwungenermaßen ein siebentägiges Schafkopfrennen, wobei einige Träume vom Teppichkauf nach der Expedition zunichte gemacht werden. Für etwas Abwechslung sorgt die ständige Nahrungsaufnahme. Als die Sonne wieder zu sehen ist, donnern die Berge erst einmal zwei Tage lang und während ich mich zufrieden in der Sonne räkelnd dem süßen Nichtstun hingebe, „bin ich wirklich zum Bergsteigen hierhergekommen?“ wird Jochen vor lauter Nichtstun immer ungenießbarer. Warum bin ich bloß mit einem Sportler und Bewegungssüchtigen hier?



Auf Expedition bin ich hinausgeworfen in die unmenschliche Natur, ich bin ein ganz kleines Menschlein inmitten der gewaltigen Stein- und Eiswüsten, die von den Granitriesen und dem Wetter beherrscht werden. Hier gibt es keinen Helikopter, den ich mit dem Handy anrufen kann und der mich bei nächst bester Gelegenheit direkt ins nächste Krankenhaus bringen kann. „Hilf dir selbst, sonst hilft dir Gott!“, wird somit zur Maxime und Überlebensstrategie. Ich muß versuchen mit dem Berg zu leben. Das Wissen um meine eigene Verletzbarkeit, um meine Stärken, Schwächen und Grenzen und die meines Partners ist das Regulativ. Nirgends sonst in meinem Leben liegen Härte, Stärke und Demut, Schwäche so nahe beinander. Zu zweit im alpinen Stil, ohne die sicher Rückzugsmöglichkeit von 1000 Metern Fixseil, exponiert am Ogre-Südpfeiler zu hängen, ein Spielball des Berges und des Wetters zu sein, das zerrt an den Nerven, das ist Abenteuer pur. Es sind nicht vorhersehbare Unwägbarkeiten im Spiel, die zu überwinden es gilt. In einer Genuß-Kletterroute mit genormten Haken, genormter Schwierigkeit und Nirosta-Abseilpiste habe ich dieses Abenteuer nicht, da empfinde ich vielleicht Genuß und Freude an den schönen Kletterzügen und Bewegungen, ansonsten handelt es sich aber um ein vollkommen planbares Freizeitprogramm, das in der Erinnerung verblaßt neben ähnlichen Aktionen. Die Erprobung und Überschreitung der eigenen Grenzen ist für mich nie so intensiv möglich, wie während einer Expedition. Hier kann ich sehen, was mir im modernen komplizierten westlichen Leben normalerweise verborgen ist. Der Sinn des Lebens reduziert sich ungemein auf meine existentiellen Grundbedürfnisse. Der nächste Schritt zählt, der nächste Biwakplatz, der nächste Topf mit Eßbarem, diesen einen Aufschwung noch hinauf schnaufen. Es verliert an Bedeutung was morgen, nächste Woche, nächsten Monat, nächstes Jahr sein wird.



Der ultimative Versuch ist nicht mehr aufzuhalten. Ein mitternächtlicher Start bringt uns den neuschneebedeckten Gletscher hinauf. Im ersten Licht quälen wir uns den Bruch und das anschließende Couloir hinauf um Mittags total platt an unserem Depot anzukommen. Eine köstliche Suppe aus dem Hause Unox führt zu einem Energieausbruch und die ersten drei Technolängen ergeben sich in ihr Schicksal, nachdem wir das Heraufziehen der Nacht ignorierend stundenlang in unseren Leitern und Gurten herumbaumeln. Unser Portaledge treibt uns noch kurzzeitig an den Rande des Wahnsinns, aber die Vorfreude auf Nudeln in Kräutercreme läßt uns auch diese letzten Mühen des Tages mit stoischer Ruhe ertragen. Am

nächsten Morgen ist es bitter kalt, meine Daunen flüsteren mir zu „bleib doch im warmen Schlafsack“ und die Sonne ist auf der anderen Pfeilerseite und will wohl auch nicht vor Mittag um die Ecke schauen. Die Vorfreude auf Müsli angemacht mit Babybrei ist auch nicht gerade motivationsfördernd. Zwei Stunden später haben wir dann unser Chaos gebändigt und in den Säcken verstaut und die eingefrorenen Zehen zu neuem Leben erweckt. Die am Vorabend fixierten Seile hinauf zu jümarenen ist eine Sache, unsere Säcke herauf zu holen eine ganz andere. Sie sind sauschwer und, genau wie wir das spätestens seit Reinhard Karl kennen, sie hängen fest, wo wie wir nie erwarten, daß sie hängen, und erst recht dort, wo wir es erwarten. Es ist zum Kotzen. Wie soll dies nur den ganzen Pfeiler entlang so weiter gehen. Jochen meint nur aufheiternd: „Jeden Tag weden sie viel leichter.“ Da ich aber unser Essen rationiert habe, weiß ich genau, daß ein Tag Essen gerade mal 1½ kg ausmacht, unsere Säcke aber im Bereich von 60 kg anzusiedeln sind. Die nächsten Längen sind technisch und dementsprechend zeitaufwendig und der späte Nachmittag sieht uns auf der Pfeilerkante. Während wir das Portaledge bändigen, geht die Sonne glutrot im Westen unter und im Südwesten ragt der Nanga Parbat aus dem von Süden herandrückenden Monsunwolken. Es ist phantastisch, einer dieser wenigen Augenblicke, die sich in deine Erinnerung ganz tief eingraben. Eine halbe Stunde später finde ich es dann weit weniger phantastisch. Ich hänge im Portaledge eingebatzt zwischen Fels und Jochen, mein Kopf 30 cm tiefer als die Füße, irgend einen geheimen Trick zum richtigen Aufbauen haben wir wohl übersehen, und ich weiß nichtrecht wie ich diese Nacht verbringen soll, während Jochen von unserer Situation vollkommen angetan ist und John Long zitiert: „Hey man, we will have great fun!“ Am nächsten Morgen wärmen uns dafür die ersten Strahlen der Sonne beim „köstlichen“ Frühstück und nach dem üblichen Packkrieg nimmt Jochen die nächsten zwei Seilängen unter die Hufe. Am frühen Nachmittag wühle ich mich über in sich zusammenfallende Schneepilze um im wieder steiler werdenden Gelände noch Felsgenuß zu erleben. Am Vormittag unseres vierten Tages schrubbt sich Jochen bravourös einen Slot und einige Seilängen Bruchhaufen hinauf. Im letzten Licht erkundet er noch den Weiterweg durch einen eisgefüllten Kamin um tief enttäuscht fest zu stellen, daß er in einem Verhauer gelandet ist. Am Morgen des fünften Tages gönne ich mir zum Aufwärmen einen weiteren Verhauer. „Wo sind hier unsere Vorgänger nur weitergeklettert.“ Letztendlich würge ich mich, von Selbstzweifeln geplagt, eine brüchige Verschneidung hinauf, die vor mir unmöglich eines Menschen Hand berührt haben kann und werde kurz drauf durch zwei alte Haken eines Besseren belehrt. Kurzweiligs Sechsergelände mit Schneeeinlagerungen garniert bringt uns auf einer Höhe von 6200 Metern unter den kompakten letzten Pfeileraufschwung. Wir können das Eisband und somit das Ende der Schwierigkeiten schon 100 Meter über uns erahnen, schräg rechts über uns erstreckt sich die Eiswand und der Gipfelturm. Zum Greifen nahe. In den verbleibenden zwei Stunden Licht fürchte ich mich die angebliche Siebener-Querung ins „leichte“ Gelände hinter die Pfeilerkante. Hans hat mir von seiner Begehung dieser Länge 1990 vorgeschwärmt, ich aber kann dem Ganzen Nichts außer einer vollen Hose abgewinnen. Zweifelhafte Sicherung, unübersichtliches Gelände, hohle Schuppen, vereiste Risse. In einem Seilzugquergang an einem abgebundenen Haken suche ich mein Heil, nur um vom Regen in die Traufe zu kommen. Im letzten Licht fixiere ich das Seil hinter der Kante und seile zurück zu Jochen und den Säcken. Während im Osten nur noch die Spitze des K2 beleuchtet über dem Dunkel aufragt, verstauen wir uns in den Schlafsäcken und fiebern dem köstlichen dreigängigen Menü entgegen. Euphorie packt uns: „Morgen das Schneeband, übermorgen unter den Gipfelturm, dann der Gipfel und zurück.“ Im ersten Licht packen wir zwei kleine Säcke mit dem Nötigsten und jümaten zum Stand hinter der Kante. Was folgt, ist ein Trauerspiel. Jochen kämpft sich Zentimeter für Zentimeter die eisgefüllten Risse nach oben und ein Ausweichen

auf die nur 80 Grad steile Platte ist nicht möglich, da die Felsoberfläche reinster Quarzsand ist. Stunde um Stunde geht dahin, während das Seil nur zentimeterweise durch meine Hände gleitet und Jochen mit allen Tricks wie ein Besessener vor sich hin werkelt. Nachmittags um Vier sind wir gerade mal zwei Seilängen nach oben gekommen, vom Schneeband trennen uns noch 30 verfluchte Meter, es ist wie verhext. Von Süden drücken mächtige Wolken heran, so daß wir schweren Herzens den Rückzug zum Portaledge antreten. All unsere Seile fixieren wir in direkter Linie hinunter, um noch eine Chance zu wahren. Am nächsten Morgen schneit es und nach einigem Hin und Her überzeugt mich Jochen einen Durchbruchversuch zum Pfeilergipfel zu versuchen. Also rein ins Goregraffel und hinaus ins Sauwetter. Die inzwischen vereisten Seile hinaufführen geht ohne Gepäck ja noch relativ flott, dann aber wiederholt sich das Trauerspiel vom Vortag. Zentimeter um Zentimeter, mal mit Steigeisen in den glasierten Rissen durchdrehend, dann wieder in den Leitern baumelnd den Riß freischlagend kämpft Jochen mit vollem Einsatz. Der Schneesturm um uns würde immer heftiger, kleine Lockerschneerutsche ergießen sich in regelmäßigen Intervallen über uns und unsere Seile lernen immer mehr das Fliegen. Am frühen Nachmittag resignieren wir vollkommen zermürbt. Ganze 10 Meter weiter hat uns unser Bemühen gebracht, das ersehnte Schneeband ist ganze 20 Meter über uns. Auf einmal und ohne Vorwarnung, ein ohrenbetäubender Knall, ein grelles Licht, es hat in nächster Nähe auf der Pfeilerkante eingeschlagen. Das gibt uns den Rest und zwei Stunden später kriechen wir ausgefroren und erschöpft ins Portaledge. Die nächsten 15 Stunden sind pickelhart. Wir sitzen im Portaledge, versuchen etwas Gefühl in unsere Füße zu massieren, halten das Fly, an dem der Sturm heftig zerrt, in Position und schaufeln den hereingewehten Schnee wieder hinaus. Gegen Morgen läßt der Wind etwas nach und das Wetter bessert sich leicht. Die Wand über uns ist mit einer dicken Eisschicht überzogen, wir haben nur noch Essen für zwei Tage, unsere Schlafsäcke haben ihr Gewicht verdoppelt und vor allem sind wir zwei Weicheier durchgekocht. Jochen meint nur: „We had have enough fun! Let's get out of here!“ Unser Rückzug gestaltet sich undramatisch mühsam. Kurz vor dem Gletscher schneide ich mir den Finger halb ab, so daß wir nach einem letzten Transportgang die Heimreise antreten und all die schönen Granitnadeln vergessen müssen.

Was bleibt sind acht Tage Abenteuer pur, das Wissen um ein geschenktes Leben, eine Narbe, aber die ist ja männlich, und zu Hause die immer wiederkehrende Frage: „Und wart ihr auf dem Gipfel?“ „Nein, aber wir haben ein Wahnsinnserebnis gehabt.“



Qualität hängt am Berg ab von Erlebnis, Gefahr, Commitment, Grenzgang, Monate später zu Hause zählt nur noch Gipfel oder Nicht-Gipfel. Alpinismus ist in unserer Zeit wieder zum Spiegel der Leistungsgesellschaft geworden. Es zählt das Höher, Schwerer, Erster, die Frage nach dem Wie ist zurückgetreten. Wir wollen Erfolge und strahlende Sieger, Übermenschen, die Top sind und gerade auf Expedition ist Top nun mal der Gipfel.

Im Augenblick des Rückzuges empfinde ich nicht das Gefühl des Versagens, des Verlierens, ich bin nur unglaublich froh darüber, den Sturm überlebt zu haben, keinen Fehler begangen zu haben, noch am Leben zu sein, vom Berg wieder mehr oder weniger gesund ausgespuckt worden zu sein. Noch im Basislager bin ich nur stolz so weit gekommen zu sein. Schon in Skardu, als ich von anderen „erfolgreichen“ Expeditionen höre, schleicht sich in mein Denken das Gefühl von Mißerfolg ein, spätestens zu Hause, zurück in der Gesellschaft muß ich mir eingestehen, daß dies eine erfolglose Expedition ist. Auch wenn ich dort weit weg im Karakorum unglaublich zufrieden war, ein „Erfolgs“- Erlebnis hatte, das mir keiner mehr nimmt, hier im jetzt und heute, in der Gesellschaft, und ich bin nun einmal Teil dieser Gesellschaft, war ich nicht auf dem Gipfel und somit nicht am Ziel. Dieses Gefühl setzt sich so in meinem Kopf fest, daß es das Positive und Schöne fast schon überdeckt, daß ich mich immer wieder gedanklich an den Pfeiler zurückbefördere um zu wissen, warum es trotzdem super war und auch immer noch ist.

1999 kehre ich wieder zum Ogre zurück. Es ist unsinnig, ich kenne den Pfeiler Meter für Meter. Genußklettere, die man einfach um ihrer Schönheit willen immer wieder macht ist das bestimmt nicht. Pakistan, Rawalpindi, KKH, Skardu, Askole, Biafogletscher, unser schönes Basislager, das ist für mich alles ein alter Hut. Die alpinistische Herausforderung kann nicht mehr gesteigert werden, wir waren nur zu zweit, gleich schlecht und fast ganz alpiner Stil. Dennoch nagt er in mir, der Wurm, der „Ogre-Virus“ und läßt mich nicht loß. Ich will diesen Berg besteigen, der wie eine unnahbare Trostburg so mächtig am Rande des Biafogletschers steht. Er ist kein schöner Gipfel im Sinne von Linien, Gestalt, Form, Ästhetik. Aber er ist ein absolut abweisender Gipfel, er verströmt den Hauch von Unberührbarkeit, von Macht und Gewalt. Und dann ist da noch die Geschichte, der Mythos, den sich dieser Berg seit nunmehr mehr als zwanzig Jahren aufgebaut hat.

Wieder zum Ogre zu fahren reduziert sich auf den Gipfel. Nur noch dieser imaginäre Punkt in Zeit und Raum kann Glück und inneren Frieden beschern. Somit kann aber die 99er Expedition für mich eigentlich nur in einem emotionalern Loch enden. Im nachhinein wird mir klar, dass ich hier meine innere Schraube wohl überdreht habe. Ich bin eben kein hartnäckiger Profibergsteiger, ich kann mich nicht nur wegen einem Gipfel ausreichend begeistern und motivieren. 3 Monate Biafogletscher nur wegen dem Punkt x ist mir zu wenig. Ich will entdecken, neues unwägbares finden, der Weg ist mir wichtiger als das Ziel. Das einzig positive der 99 er Expediton bleibt unsere tiefe Freundschaft, die selbst durch das wochenlange Ausharren und vergebliche Versuchen nicht Schaden nimmt.

Jan Mersch, Traunstein im Herbst 1999.